

Monatsspruch Mai

Glaube ist: Grundlage dessen, was man hofft,
Erweis von Sachen, die man nicht sieht.

Hebräer 11,1

Hoffen – das ist immer etwas riskant. Hoffnungen können enttäuscht werden. Das Wort Enttäuschung deutet an: das kann, auch wenn es wehtut, was Gutes sein. Wenn wir uns Illusionen machen, dann ist es heilsam, desillusioniert zu werden; wenn wir uns täuschen, uns Wunschträumen hingeben, und diese Wünsche womöglich Väter oder Mütter von Gedanken werden und darum auch von Taten, dann ist es gut, wenn solche Täuschungen berichtigt, wir aus solchen Träumen – und sei es unsanft – geweckt werden: enttäuscht.

Es ist darum gut, wenn unsere Hoffnungen begründet sind, einen Grund haben, nicht bloß Wunschdenken entspringen. Der Verfasser des Hebräerbriefts sagt, der Glaube sei eine Grundlage fürs Hoffen. Den Glauben an den Gott Israels habe ich mir nicht ausgedacht; das Evangelium von Jesus Christus hat viele Menschen aus vielen Völkern, die zuvor wenig bis gar nichts von ihm wussten, auf ihn aufmerksam gemacht: auf seine Ziele, seine Taten, seine Geschichte mit seinem Volk. Die frohe Botschaft, dass er Jesus von den Toten auferweckt hat, gibt Grund zur Hoffnung, dass die Welt nicht so bleibt, wie sie ist; und auch: dass ich nicht verlorengelange, ins Nichts falle, sondern mit Jesus bei Gott aufgenommen und aufgehoben bin.

Der Einwand liegt nahe: auch dieser Glaube könnte Wunschdenken, eine Illusion sein. Viele Menschen haben sich ja auch abgewandt von diesem Glauben und haben diese Wendung als Enttäuschung und Desillusionierung, nämlich als vielleicht schmerzhaft, mindestens wehmütige, aber doch notwendige Befreiung und Loslösung von Täuschungen und Illusionen empfunden, als tapferen Schritt zum Erwachsenwerden: selbständig, selbstverantwortlich. Auch diejenigen, die am Glauben festhalten und sich festhalten, die zwar einen Kinderglauben abgelegt, aber einen erwachsenen Glauben gewonnen haben, sind ja nicht unangefochten von all dem, was gegen diesen Glauben spricht. Wenn die Auferweckung Jesu zeigt, dass keine Verhältnisse so felsenfest sind, dass sie nicht umgewälzt werden können wie damals der Fels vor der Grabeshöhle – lässt Gott sich dann angesichts all des Grässlichen, das Menschen, ob verschuldet oder unverschuldet, zu erleiden haben, nicht allzu viel Zeit, die Welt im Ganzen zu Recht zu bringen und zu Frieden? Ach, HERR, wie lange? – dieser Stoßseufzer ertönt ja schon in der Bibel oft; in ihr finden sich freilich auch Hinweise – die Bibel ist ein vielstimmiges Buch –, dass Gott *uns* Zeit lässt: dass er nicht ohne uns, sondern Gott mit uns sein, darum seinen Willen, seine Ziele nicht über unsere Köpfe hinweg durchsetzen will, sondern uns zum Mittun gewinnen. Und dass ich beim Bibellesen manchmal, gar nicht so selten, auf Texte stoße, die mir nicht recht sind; die mich kränken; die israel- oder kirchenkritisch sind, ist – bei allem Ärger – doch auch ein Trost, weil es darauf hindeutet, dass die biblischen Autoren nicht einfach ihre Wunschphantasien aufgeschrieben haben.

Doch in der Tat lässt sich nicht beweisen, dass dieser Gott da ist und da war und kommt; die Behauptung, dass da nichts dran ist, freilich auch nicht. Und dennoch spricht der Autor von einem Erweis; freilich ist für ihn der Glaube selbst ein Erweis: ein Erweis von Sachen, die man nicht sieht. Wem es gegeben ist, zu diesem Gott Vertrauen zu fassen, seiner Treue zu trauen, ihm was zuzutrauen, sich selbst ihm anzuvertrauen, macht Erfahrungen, bekommt einen anderen Blick, nimmt in den Irrungen und Wirrungen des eigenen Lebens und des Weltgeschehens Gottes Wirken wahr, das mit bloßem Auge, das für unbeteiligt abwartende Zuschauer nicht zu erkennen ist. Dies Vertrauen und Zutrauen, diesen Glauben selbst begreift er

oder sie als ein solches Wirken Gottes, denn Glaube kommt nicht durch scharfes Nachdenken, auch nicht durch starke Willenskraft zustande, lässt sich auch nicht durch entschlossene Charakterfestigkeit – entschiedenes Christentum! – aufrechterhalten, weshalb es auch nicht sinnvoll ist für Glauben zu argumentieren, gegen Unglauben zu polemisieren.

Der Verfasser des Hebräerbriefs ist der einzige unter den Autoren der biblischen Schriften, der so etwas wie eine Definition von Glauben wagt, merkt dann aber, dass er damit nicht recht zufrieden ist und kommt stattdessen ins Erzählen, zählt eine lange Kette biblischer Glaubensgestalten auf, die an Hoffnungen festhielten, die zu ihren Lebzeiten sich nicht erfüllten: Abel, Noah, Abraham und Sara, Isaak, Jakob, Josef, Mose und viele andere. Er nennt dies Ensemble biblischer Glaubens- und Hoffnungsmenschen – und gewiss können wir inzwischen auch nachbiblische hinzufügen – eine „Wolke von Zeugen“, vergleicht sie also mit jener Wolken säule, in der Gott sein wanderndes Volk durch die Wüstenei begleitet hat: die biblischen Geschichten und Gestalten sind die Art und Weise, in der Gott selbst mit uns unterwegs ist. Darauf setzen wir auch in unseren Gottesdiensten, wenn wir diese Geschichten hören und auslegen.

Der Hebräerbrief ist erkennbar an verzagte Christen gerichtet. Der Schwung des ersten Aufbruchs ist verflogen, einige haben sich zur Ruhe gesetzt, einige – man stelle sich das vor! – bleiben sogar den Gottesdiensten fern. Der Briefschreiber will sie ermutigen, aufrichten, stärken, trösten – und wird damit selbst zu einem jener Zeugen, in denen Gott mit uns mitgeht und uns durch ihren und damit seinen Einfluss dazu bringt, ihm mehr zu trauen als unseren Augen.

Matthias Loerbroks